

Nekr  
E  
51

# Nanny von Escher

geboren den 4. Mai 1855

gestorben den 22. Juli 1932



Portrait in der Portrait-Sammlung vermerkt

24.7.33 FB.

Worte der Erinnerung  
an  
Nanny von Escher

G 946

G. Hen - v. Schnelkers

z.



## Trauerrede

von Pfarrer Arnold Zimmermann

bei der Abdankung im Krematorium

Montag, den 25. Juli 1932

Bibelvorlesung. Gott ist unsre Zuflucht und Stärke, als mächtige Hilfe bewährt in Nöten. Drum fürchten wir nichts, wenn gleich die Erde sich wandelt und die Berge taumeln in die Tiefe des Meeres. Mögen tosen, mögen schäumen seine Wogen, die Berge erzittern bei seinem Aufruhr. Der Herr der Heerscharen ist mit uns, eine Burg ist uns der Gott Jakobs.

Eines Stromes Arme erfreuen die Gottesstadt, die Heiligste der Wohnungen des Höchsten. Gott ist in ihrer Mitte; so wankt sie nimmer. Gott hilft ihr, wenn der Morgen anbricht. Völker tobten, Königreiche wankten; er donnerte drein, da bebte die Erde. Der Herr der Heerscharen ist mit uns, eine Burg ist uns der Gott Jakobs.

Seht hin und schauet die Werke des Herrn, der Erstaunliches geschaffen auf Erden, der den Kriegen steuert bis ans Ende der Welt, der den Bogen zerbricht, den Speer zerschlägt und die Schilde im Feuer verbrennt. „Lasset ab und erkennet, daß ich Gott bin, erhaben unter den Völkern, erhaben auf Erden!“ Der Herr der Heerscharen ist mit uns, eine Burg ist uns der Gott Jakobs. Psalm 46.

\* \* \*

### Liebe Trauerversammlung!

Als sich die Trauerkunde vom Albis verbreitete, da wußten Hunderte, daß es sich heute um eine Abschiedsstunde von besonderer Art handle. Möchte die Verstorbene für die äußeren Kreise die Junkerin sein, die verblaßte Ideale hochhielt und modernde Schätze der Vergangenheit hütete, oder die Dichterin,

die auf weltfremden Pfaden wandelte — wie ganz anders stellt sich das Leben denen dar, die die Verblichene kannten und die aus einem innern Bedürfnis heraus mehr oder weniger häufig den Weg nach dem Albis antraten. Sie wissen, wie sehr dieser Lebensweg von der Pflicht beherrscht war, wie die Hütung des Vätererbes der Dahingeshiedenen vor allem Pflicht war, wie sie die Dichtergabe je länger desto mehr in den Dienst der Menschenliebe stellte, wie die gemütliche Plauderstunde unaufdringlich aber auch unausweichlich zur Stärkung des Pflichtbewußtseins gereichte. Was sie im Epilog ihres Erstlingswerkes gesprochen hat, das deutet wohl am besten den Sinn ihres Lebens: „Der Überlieferung Recht verkenn' ich nicht, doch dien ich einer Herrin nur, der Pflicht.“ Diese Pflicht ließ sie in einem Alter, da sich der Mensch sonst gern auf die Vergangenheit zurückzieht, erst recht mit klaren Augen in die Gegenwart — in die Welt — und in die Zukunft schauen.

Was Nanny von Escher als Dichterin war, was der Kreis ihrer Freunde an ihr besaß, das werden nachher berufenere Männer künden; meine Aufgabe ist, dieses abgeschlossene Leben in das Licht des Gotteswortes zu stellen und der Dankbarkeit dafür Ausdruck zu geben, was der Schöpfer an der Verstorbenen und durch sie unzähligen Menschen getan hat.

Es ist wahr: Fromme Worte führte Fräulein von Escher nicht im Munde. Über Glaubensfragen mag sie sich kaum ausgesprochen haben. Aber ihr Leben ruhte letztlich auf dem Grunde des Gottvertrauens, und in schlaflosen Nächten erquickte sie sich gern an kräftigen Liedern wie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ und „Befiehl du deine Wege“. Ihr Glaube möchte nicht sowohl durch die Lieder des Pietismus ausgedrückt sein, als viel mehr durch die Psalmen, die tapfern,

kampffrohen Hugenottenlieder. Dem Psalm, den wir vernommen, der in Luthers: „Eine feste Burg ist unser Gott“ und in den Hugenottenliedern wieder auflebte, dürfte sie freudig ihre Zustimmung gegeben haben. Aber vor allem sollten Glaube und Gottvertrauen nach ihrem Willen nicht müßig bleiben, sondern zur wackern Tat werden. Darum sprach sie einst:

„Manches Wort im Gotteshaus,  
Mag verhallen wie im Wind.  
Aber manches dringt hinaus,  
Wo die Worte Taten sind.  
Taten fordert unsre Zeit,  
Aller Heimat sei die Welt,  
Aller Ziel die Ewigkeit,  
Das Gebet: Wie's Gott gefällt!“

Auf dieser Grundlage hat die Verstorbene ihr Leben geführt und auf die unerwartete Höhe von 77 Jahren gebracht.

\* \* \*

Im väterlichen Stammhaus an der Zinnen-, oder wie sie damals genannt wurde, Badergasse, wurde Nanny von Escher am 4. Mai 1855 als dritte und jüngste Tochter des Obersten Hans Conrad Escher vom Luchs und der Bertha geborenen von Meiß geboren. Ihrem Vater, der mit Leib und Seele Offizier war und sich neben dem eigentlichen Dienst in der Militärdirektion betätigte, bewahrte sie zeitlebens ein warmes, pietätvolles Andenken, der Mutter, die sie bis zum Jahre 1908 behalten durfte, hat sie einen großen Teil ihres Lebens gewidmet. Als Kind war sie überaus zart, so daß zeitweise sogar der kurze Schulweg in die Großmünsterschule eine Sorge

für sie war. Wer hatte damals gedacht, daß die Greisin später durch Sturm und Schnee zu ihren Vortragszielen ziehen würde! In das glückliche Familienleben griff der Tod des Vaters im Jahre 1867 überaus tief ein. Nicht nur führte die Witwe mit ihren drei Töchtern von da an ein sehr zurückgezogenes Leben, sondern es bemächtigte sich des damals zwölfjährigen Mädchens ein tiefer Ernst. Fast unvermittelt ging die Kindheit in die Reife des erwachsenen Menschen über. Vorbereitet war dieser Ernst durch eine schwere Typhuserkrankung, die Spuren zurückließ, aber mit Macht trat er ein, nachdem das Kind zur Waise geworden war.

Sinen folgenschweren Schritt bedeutete der Entschluß der Mutter, das Haus an der Badergasse zu verlassen und sich auf dem Albis anzusiedeln, wo sie sich das Chalet erbaute, dessen 60-jährigen Bestand die Tochter vor kurzem noch gefeiert hat. Zunächst war das Haus nur für den Sommeraufenthalt bestimmt, und ein Winter wurde am Genfersee, ein anderer in Eisenach verbracht, wohin sich eine Schwester verheiratet hatte. Dann aber wurde das Albishaus bleibender Wohnsitz. Die Übersiedelung von der Stadt auf das Land bedeutete für die Tochter wohl ein Opfer, das sie freilich der Mutter willig brachte. Allmählich wurde ihr aber ihr Heim so lieb, und schließlich konnte sie sich ebensowenig davon trennen, wie es die Mutter gekonnt hatte. „Ich will auf dem Albis sterben!“ meinte sie, und so ist es ihr auch zuteil geworden. War zuerst die Einsamkeit namentlich im Winter groß, so wuchs die Besucherzahl im Lauf der Jahre mit den bessern Verkehrsmitteln in ungeahnter Weise, und wie freute sie sich noch dieses Jahr auf die Erstellung einer neuen Verbindung mit dem Albis, von der sie noch stärkern Zuzug von Gästen erwartete.

Was Nanny von Escher Jahrzehnte lang einer geistig hochstehenden, willensstarken Mutter gewesen ist, wie sie sie betreute, sich in ihre Lebensgewohnheiten fügte, willig jedem Rufe folgte, überall zurücktrat, kurz sie mit einer Liebe umgab, wie man sie selten findet, das konnte der Besucher nur ahnen. Darüber lassen sich nicht viele Worte machen. Wohl fand sie daneben Zeit, auch den Familien ihrer Schwestern viel Liebe zu erweisen, wohl öffnete sich je länger desto mehr das Dichtertalent — und die Mutter freute sich herzlich darüber. Aber der eigentliche Lebenszweck schien doch die Pflege der Mutter zu sein, und man mochte vermuten, daß sie nach ihrem Tode bald zusammenbrechen werde, weil ihre Lebensaufgabe erschöpft sei.

Da ging ihr eigentlich erst eine neue Lebensarbeit auf, die sie noch 24 Jahre leisten durfte. Mit ihrer Dichtung, mit der sie eine Pflicht erfüllen und dienen wollte, schuf sie sich einen neuen großen Bekannten- und Freundeskreis. Mit warmer Liebe nahm sie sich der Menschen an, und wo sie etwas tun konnte, tat sie es gern. Waren es arme Familien aus der Nachbarschaft, waren es aufstrebende Talente, sie fühlte ihr Loos wie das eigene und nahm es auf ihr Herz. Und von welchem trefflichen Gedächtnis wurde sie bei dieser Teilnahme unterstützt! War es doch oft, wie wenn das abgebrochene Gespräch nach tage- und monatelangem Unterbruch einfach fortgeführt würde!

Darüber vergaß sie aber ihre nähern Angehörigen nicht. Ihre Freude und ihr Leid waren auch die ihrigen. Wie sie lange und tief Leid getragen hatte um die Mutter, so ging ihr auch der Tod der Schwestern nahe.

Vor einiger Zeit trat eine ernste Störung der Gesundheit ein, die damals schon das Ende befürchten ließ. Wenn sie

sich nochmals erfreulich erholen durfte, so war das namentlich ihrer Energie und ihrem Lebenswillen zu verdanken. Nach kurzem Unwohlsein durfte sie am vergangenen Freitag morgen sanft einschlafen, umgeben von der Nichte und der treuen Pflegerin.

Nanny von Escher hat mit Bewußtsein ihren alten Namen getragen. Den Stammvater, der im Jahre 1433 bei der Kaiserkrönung Sigismunds auf der Tiberbrücke zu Rom zum Ritter geschlagen ward, hat sie besungen; von ihren Vorfahren wußte sie viel zu erzählen und zu schreiben. Aber sie empfand auch ihre Abstammung mehr als Verpflichtung denn als Gelegenheit, sich zu rühmen. Dieser Ahnen würdig zu sein, war ihr Bestreben. Daneben liebte sie aber namentlich das Vaterland. So sehr sie Beziehungen mit Ausländern pflegte, so teuer ihr die Erinnerungen an Deutschland waren, so sehr ihr vor einigen Jahren eine Hollandreise zu lieb wurde, so war sie doch mit ganzem Herzen dem Schweizerlande zugetan, nicht im Sinne eines oberflächlichen Patriotismus; sie sah die Schwächen ihrer Volksgenossen wohl, und sie betrachtete auch die Liebe zum Vaterlande hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Pflicht.

„Der Vater sagt's dem Sohn, und dieser dann  
ermahnt die Enkel:  
„Anabe, werde Mann! Ob jene alten Wunden  
auch vernarbt,  
„Vergiß es nicht, wie unsre Mütter darbt!“

Aber besonders werden alle die an das Wort der Entschlafenen denken, die es oft hören durften, die dieses gerade Herz, diesen aufrichtigen Mund kannten und schätzten. Sie werden es als einen Segen im Leben betrachten, daß sie zum Albis hinausgehen durften. Sie werden Gott danken,

daß er ihnen diese Bereicherung ihres Lebens gegeben hat, und sie werden auch Nanny von Escher lebenslang in treuem Andenken bewahren.

In einem dritten Liede, das ihr besonders lieb war, findet sich die Strophe, die auf die Heimgegangene paßt und die uns Erbe bleiben mag:

„O rüste uns, du Geist der Kraft,  
Zu führen gute Ritterschaft,  
Daß wir nicht unterliegen!  
Hilf, daß wir unter deinem Schutz,  
Begegnen aller Feinde Trutz  
Und mit Dir freudig siegen.  
Daß dich reichlich auf uns nieder,  
Daß wir wieder Trost empfinden,  
Alles Unglück überwinden!“

Amen.

\* \* \*

## Ansprache

des Herrn Professor Dr. Max Huber

---

Verehrte Trauerversammlung!

Freunde bereichern jedes Leben. Wie selten eines war das Leben Nanny von Eschers besonnt und reich durch Freundschaft. Dessen ist ihr Schrifttum beredtes Zeugnis. Die beiden letzten Sammlungen lyrischer Gedichte, aus denen ich die Heimgegangene hier selber sprechen lassen möchte, „Meine Freunde“ und „Kameraden“, sind ein hohes Lied der Freundschaft. Sie lassen uns der Verstorbenen Leben im Spiegel der Freundschaft schauen.

Freundschaft ruft Gastfreundschaft. Wie schon zur Zeit der verehrungswürdigen Frau Oberst v. Escher war das Chalet auf dem Albis ein ungewöhnlich gastliches Haus. In dieser Gastlichkeit hatten sich Mutter und Tochter, in denen sich das Beste altzürcherischer Tradition verkörperte, aufs liebenswürdigste und großzügigste von den eher kühlen und schwerfälligen Gewohnheiten unserer bodenständigen Gesellschaft emanzipiert. Wie viele tausende, Junge und Alte, mögen im Laufe der Jahrzehnte am Törchen beim tannenumstandenen Häuschen durch Rufen sich angemeldet und als freundliches Echo die Stimme der Herrin vernommen haben? Wie herzlich klingt es in dem Gedicht

„Ein lieber Gast!

„Heut gibt's Besuch, heut kommt jemand.

„ . . . . .  
„Wer kommt? ich weiß es nicht; mein Herz,  
„Das fühlt nur ein Behagen,  
„Als hätt' sein Festglöcklein von Erz  
„Soeben geschlagen.

„Und kommt niemand, war's bloßer Trug,  
„Ich kann mein Herz nicht schelten:  
„Die Sonne scheint! Das ist genug,  
„Sie darf als Gast wohl gelten.“

Ja, Sonne ums Haus, Sonne im Herzen, Sonne ins Haus.

Nanny v. Escher hatte die große und seltene Begabung, durch Reichtum des Gemüths, Natürlichkeit des Wesens und Weite des Gesichtskreises auch junge, werdende Menschen an sich zu ziehen und ebenso die gereiften Persönlichkeiten bei sich festzuhalten. So verjüngte und erneuerte sich der Freundeskreis auf dem Albis von Jahr zu Jahr und war gleichzeitig ein Bild der Beharrlichkeit und Treue. Da Nanny v. Eschers Freundschaft nicht den äußern Vorzügen eines Menschen, sondern dessen ganzem Wesen und was zu tiefst zu ihm gehört, galt, so schloß sie die Familien ihrer Freunde mit in die Freundschaft ein. Den Vätern folgten Söhne und Töchter, wie herzlich war der Willkomm für die Kleinen, deren Großväter vor bald vier Jahrzehnten als Gymnasiasten oder Studenten auf den Albis gepilgert waren. Treue für das Überlieferte und Gewordene und lebendige Aufgeschlossenheit, bis ins hohe Alter, für alles Kommende und werdende hatten Nanny v. Escher, die Unvermählte, zum Mittelpunkt

eines Kreises gemacht, in dem, gleich wie in einer Familie, neben einander viele Altersstufen und zwei und mehr Generationen vertreten sind und wo um den engsten Kreis der Ältesten und Nächsten sich die weiteren Ringe der ferneren Verwandten ziehen.

Je mehr unsere Freundin im Leben unserer Stadt und unseres Landes durch ihre Dichtungen an sichtbare Stelle trat, um so mehr weitete sich der Kreis derer, die ihr persönlich näherzutreten begehrten, Einzelne und Gruppen pilgerten zum Albiß. Unzählige wandten sich brieflich an die Dichterin, und kaum einer wird nicht eine freundliche Aufnahme, ein persönliches, aufmunterndes Wort empfangen haben. Was die Dichterin jungen Schriftstellern, aber auch andern Künstlern in dieser Hinsicht leistete, wird ein Berufener sagen.

Als Nanny v. Escher ihren 70. und ihren 75. Geburtstag feierte, wurde es offenbar, wie weitherum sie im Herzen unseres Volkes Wurzel gefaßt. Das Besondere dieser Zuneigung zu ihr bestand darin, daß es ebenso wie der Dichterin auch der Persönlichkeit als solcher galt, deshalb die große Zahl der persönlichen Kontakte.

Die Erweiterung des Besucherkreises auf dem Albiß, der Elemente aller verschiedener Art umfaßte, mochte den alten Freunden bisweilen allzugroß und allzuweitherzig scheinen. Aber unsere Bedenken und unser anspruchsvoller Egoismus waren gänzlich unberechtigt. Das Große und Besondere, das Nanny v. Eschers Freundschaft für uns selber bedeutete, wurzelte in dem, was die Freundin allen Menschen freundlich und verstehend gegenüberzutreten ließ: die Güte, die tiefe Güte, die nicht sich, sondern den Andern sucht.

Freundschaft wählt nach Neigung, geistigen Interessen, gesellschaftlicher Gemeinsamkeit. Auch bei Nanny v. Eschers

Freundschaften waren solche Umstände maßgebend für die Tiefe und Nachhaltigkeit der Beziehungen, aber sie waren nicht die letzte Grundlage. Nach Herkunft hätte die Verborebene eine aristokratische, nach Begabung und Wirken eine intellektuelle und ästhetische Exklusivität in der Wahl ihrer Freunde bekunden können. Und viele hätten es an ihrer Stelle getan. Nichts von dem bei Nanny v. Escher; am allerwenigsten hätte sie die eitle Ambition gehabt, der Mittelpunkt eines literarischen Kreises, eines vornehm-ästhetischen Salons zu sein.

Nicht eine genießerische, sondern eine im höchsten Sinne dienende Freundschaft war, was sie ihren Freunden bot. Nicht übertrieben ist es, wenn sie in einem Gedichte sagt: „Was Freundschaft schenkt, hat Ewigkeitsgehalt“. Denn das Fundament ihrer Freundschaften war die Liebe zu den Menschen, das göttliche Echo auf Gottes Ruf. Darum verflachten ihre Freundschaften nicht durch die Erweiterung des Kreises der Menschen, die sie besuchten, denen sie schrieb. Durch Hingeben wurde sie selber reich. Wer da hat, dem wird gegeben werden. Daher die Uner schöp flichkeit ihrer Freundschaft, ihres Helfens, Förderns.

Auch ein solch hingebungsreiches Herz muß oft ins Leere greifen. In dem Gedicht „Einsamkeit“ sagt die Dichterin:

„Heut war ich einsam —  
„Wohl waren Menschen da;  
„Doch blieb ich einsam;  
„Denn niemand war mir nah,  
„Wohl hört' ich Stimmen,  
„Allein sie sprachen nicht;  
„Wohl sah ich Augen,  
„Nur keiner Seele Licht.“

Ja, der Seele Licht: Das war, was sie suchte, das, was durch alles soziale Äußere, durch alle Hemmungen, durch alle Schwere des Geistigen hindurchscheint. War es nicht auch der Seele Licht, das jeder, nicht nur der nahe Freund, im gütigen Blick, in der freundlichen Stimme, im Händedruck verspürte, wenn er der nun Vollendeten begegnete?

Diese Menschenliebe, die das Tiefste ihres Wesens bildete, war die Voraussetzung auch der Weitherzigkeit und Vielseitigkeit der Verstorbenen. Sie suchte in jedem Menschen, auch in dem weniger Bedeutenden und weniger Liebenswürdigen, das Gute, und weckte so das Gute und Wertvolle, das in ihm schlummerte. Wie viel hat sie dadurch jungen Menschen geholfen zu deren Entfaltung, wie vielen Zweifelnden hat sie Zuversicht eingeflößt.

Nanny v. Eschers Freundschaft war großzügig in der, namentlich für die früher herrschenden Ansichten, freien Art, in der sie ihr Heim zu jeder Zeit ihren Freunden offen hielt. Diese große Freiheit durfte sie gewähren, weil diese ihr Gegenstück in dem Ernst der Lebensauffassung und in der Unverbrüchlichkeit vornehmer Sitte hatte.

Behaltvoll war die Freundschaft eben durch diesen Ernst, der trotz aller Aufgeschlossenheit für Lebensfreude den Grundzug im Charakter der Verstorbenen bildete. Denn Ernst ist der Begleiter des Verantwortungsbewußtseins.

Nanny v. Escher fühlte sich verantwortlich gegenüber ihrer Familie und deren Tradition, damit aber auch gegenüber der heutigen Heimat, dem heutigen Staate. Nicht eine eitle und romantische Spielerei war ihr das liebevolle Sich-Versenken in die Geschichte ihrer Ahnen und die Geschichte unserer Vaterstadt, die mit jener so enge verbunden ist, sondern eine Verpflichtung zu vorurteillos aufbauender Arbeit selbst in

einer gänzlich veränderten neuen Zeit. Ihre Prologe zu den Feiern des 1. August zeigen, mit wieviel Herz und mit wieviel Überzeugungsmut sie eine Vertreterin der alten und der neuen Zeit war.

Verantwortungsbewußt war die Verstorbene auch ihrer Arbeit, ihrem Beruf gegenüber, eine Verantwortung, die sich auch in dessen kleinsten Ausstrahlungen erwies. Selbst ein Postkartengruß verriet die edle Zucht, in der sie ihre Sprache schrieb.

Dieses hohe Verantwortungsbewußtsein war von größtem erzieherischem Wert für diejenigen, die als Jünglinge und als junge Männer ihr freundschaftlich nahe traten. Denn Verantwortung empfand die Verstorbene in hohem Maß für ihre Freunde. Verständnißvoll eingehend auf alles, was sie von nichts so fern wie von wehleidigem Trösten und von Verwischen der Schwächen und Halbheiten. Das kommt kraftvoll zum Ausdruck in dem Gedicht

„Liebling, sei stark!

„Liebling sei stark!

„Dann will ich Dich hegen

„Und pflegen

„Wie eine Mutter ihr Kind.

„ . . . . .

„Liebling sei stark!

„Dann will ich Dich schelten,

„Dann sollst Du mir gelten

„Mehr als der Mutter das Kind.

„Dann will ich beten um Kraft,

„Die Gutes schafft,

„Um Mut,

„Der Wunder tut.

„ . . . . .  
„Ohne Gott hilft nichts,  
„Er ist die Macht!“

Stark war die Verstorbene in ihrer Ruhe und ihrer überlegenen Überlegtheit. Es war, als ob von der verantwortungsbereiten, ruhigen Entschlossenheit ihrer militärischen Vorfahren mehr als eines Geistes Hauch auf sie übergegangen sei. Nicht aus gefühlsmäßigen Eingebungen, sondern in klarer, nüchterner, sorgfältiger Erwägung gab Nanny v. Escher in rein menschlichen wie in beruflich-künstlerischen Dingen ihre Räte. Im Beraten war sie ebenso unermüdet wie selbstlos und ohne den Ehrgeiz, sich durchsetzen zu wollen.

Groß war die Freundschaft der Verstorbenen durch ihre Festigkeit und Zuverlässigkeit. Da die Freundschaft selbstlos war, hielt sie auch stand, wenn räumliche Trennung es mit sich brachte, daß die Freundschaft zeitweise ohne geistigen Ertrag für sie war. Von der „Dritten Stufe der Freundschaft“ sagt ein Gedicht:

„Entschwindet Freundschaft im Alltagsgewirr,  
„Nie geht sie irr,  
„Und bleibt sie fern Jahr um Jahr,  
„Sie kehrt zurück  
„Und findet alles, wie es war,  
„Dieselbe Ruh, dasselbe Glück.“

Die Ferne überwand Nanny v. Escher durch ihre Briefe, die sicherlich nicht der wenigst bedeutende Teil ihrer schriftstellerischen, wie ihrer freundschaftlichen Meisterschaft darstellen. Und selbst, wenn die Korrespondenz stockte, war die Verbindung nicht abgerissen. In einem Gedicht heißt es:

„ . . . . .  
„Du hast teil an allem, was geschieht,  
„Mehr als mancher, dem man Briefe schreibt,  
„Ja, die ungeschriebenen Briefe, Freund,  
„Sind recht eigentlich mein bester Trost.“

Es ist gewiß, daß für einen Menschen, dem die Freundschaft so viel bedeutet, diese auch schmerzliche Erfahrungen bringen muß. Ohne Leiden keine Freuden. Dieser schmerzliche, von keinem Menschenleben letzten Endes ablösbare Hintergrund gibt der Freundschaft mit ihrem Schmerz auch ihren Ernst und ihre Würde. Sorge und Enttäuschung, Bangen und Entfagen klingen in vielen Gedichten durch. Eines der ergreifendsten hat den Titel:

„Die leere Schale.

„Unsre Freundschaft ist wie eine Schale,  
„Sie war übertoll, nun ist sie leer.  
„Sie hat einst gestrahlt wie die vom Orakel,  
„Jetzt erhellt sie uns kein Dunkel mehr.  
„Denn die Zeit — in ihrer plumpen Weise —  
„Göß den ganzen reichen Inhalt fort;  
„Drauf besann sie sich und stellte leise  
„Unsre Schale an den alten Ort.  
„Niemand sah's. — Doch wir sind arme Leute,  
„Seit der überird'sche Glanz uns fehlt,  
„Seitdem für den schweren Kampf von heute  
„Die Erinn'ung nur an gestern stählt.“

Die Vornehmheit und Beherrschtheit ihrer Haltung hielten Nanny v. Escher von jeder Schrockheit zurück, aber sie litt,

wenn die Freundschaft innerlich dem Ewiggestrigen verfiel. Ist nicht auch ein Klang der Enttäuschung und Entsagung aus dem Gedicht „Allerseelen“ zu vernehmen?

„Wie arm bist du mein Herz, wenn du verlangend  
„Und stürmisch nur an Lebewesen hangst!  
„Die Toten einzig halten immer Treue!  
„Sie sind dir Stab und Stecken Tag für Tag.“

In der Tat, Nanny v. Escher hatte auch unter den Toten, die sie nie erlebt, Freunde. Nicht nur aus berechtigtem Stolz für ihre Vorfahren, sondern aus dem tiefen menschlichen Verstehen, mit dem sie allen Lebenden begegnete, versenkte sie sich in die Lebensschicksale ihrer Vorfahren, von denen ihr so viele durch Porträts und Miniaturen, durch überlieferungsbefrachtete Gegenstände, durch Briefe und Tagebücher körperlich nahe waren. Ihr Schrifttum, soweit es in der Vergangenheit wurzelt, ist nicht Historie und nicht Literatur schlechtthin, sondern Ausdruck einer ihrem Wesen kongenialen, der Vergangenheit zugewandten Gestalt der Freundschaft.

Doch wenden wir uns von den Toten der Verstorbenen zu dieser selber und von ihr zu uns, den noch den Tag Schauenden, zurück. Wenn der Tod in das Leben hineingreift, wenn die Ewigkeit uns die Entscheidung, etwas zu tun oder zu lassen, endgültig hinwegnimmt, so beschleicht uns das bange Gefühl, dies und jenes, vielleicht Wesentliches versäumt zu haben. Nicht nur bedauern wir, daß wir das Geschenk der Freundschaft, das wir besaßen, oft ungenüßt gelassen, sondern wir fühlen, daß wir es nicht immer dankbar genug empfunden, daß wir die unversieglige Freundestreue nicht mit gleicher Treue vergolten, nicht all die Beweise der

Freundschaft gegeben haben, die wir zu geben vermocht hätten, und für deren jeden die Freundin so herzlich dankbar war. Doch selbst heute wollen wir das Gefühl der Trauer nicht über das Gefühl der Dankbarkeit Herr werden lassen. Das gebietet uns das Gedicht, betitelt „Facit“, das Nanny v. Escher, gewissermaßen als Schlußsumme dessen, was die Freundschaft bedeutet, an das Ende des Bändchens „Meine Freunde“ gesetzt hat. Diese Strophen seien uns Trost und Mahnung:

„Ein Leid still ertragen,  
„Nie trauern und klagen,  
„Nur Liebe geben,  
„Solang wir leben,  
„Um Liebe werben,  
„Bis wir einst sterben,  
„Das lohnt allein  
„Die Todespein.  
„Wann stumm ich lieg' auf der Totenbahr,  
„Dann, Lieblich, sag, daß ich lieb dir war.“

\* \* \*

# Ansprache

des Herrn Professor Dr. Robert Faesi  
im Namen des Schweizerischen Schriftstellervereins

---

Im Namen des Schweizerischen Schriftstellervereins und, wie ich annehmen darf, aus der Empfindung zahlreicher Literaturfreunde lege ich diese Worte verehrenden Gedenkens auf die Bahre der Seniorin der dichterisch Schaffenden unseres Landes.

Diese unsere Älteste, sie war alt und jung zugleich: Jung durch den nie aussetzenden kräftigen Herzschlag, durch den lebendigen Anteil, der sie dem Heute und Morgen verband. Ihre Einsamkeit im tannenumrauschten Holzhaus auf der Albisshöhe war dazu angetan, die Scheinbeziehungen, die den heutigen Stadtmenschen überschwemmen, von ihr fernzuhalten und in guter gesammelter Zwiesprache eine wirkliche lebendige Gemeinschaft zu schaffen. So kamen auf den beschneiten oder besonnten Wegen immer neue Kinder der Zeit zu ihr heraufgepilgert, junge, ungebärdige auch, um zwischen Ahnenbildern und Wappenscheiben für ihre Zukunftspläne oder literarischen Erstlinge ein verstehendes Ohr und bisweilen für ihre Nöte eine gute Zuflucht zu finden.

Und sie selber ließ es sich nicht nehmen, von ihrem idyllischen Parnas zu Vortragsreisen herunterzusteigen und an den Bestrebungen ihrer Kollegen und Kolleginnen im Schriftstellerverein und den jährlichen Tagungen des Zürcher Pressevereins,

der heut um sein ältestes Mitglied trauert, in reger Solidarität persönlich teilzunehmen. Sie hat sich als Schriftstellerin gefühlt, aber nicht ihrem Talent sich untergeordnet, sondern dieses in den allgemeineren Sinn ihres Daseins einzureihen gewußt.

Es war ein Leben, wie es dem Typus früherer Zeit entsprach, Jahrzehnte lang auf Einfügung, Unterordnung und pietätvollen Kindesdienst abgestimmt. So ist die menschliche Reife der dichterischen vorausgegangen und ihr gewiß auch zugute gekommen. Und wenn sie in den still-gesammelten Abendstunden die Feder führte, war es meist, um als Epistolographin am weit verzweigten Netz ihrer menschlichen Beziehungen zu spinnen. Ihre Briefe zeugten von der selben Sorgfalt und dem selben liebevollen Eingehen, der selben Pflege des Wortes und Pflege der Freundschaft, die ihrer besonnenen und von Wohlwollen gespeisten Lebensführung eigen war. Was Wunder, daß ein Meister der Briefkunst wie Rilke an beidem sein Gefallen fand.

Der Anteilnahme, dem natürlichen Gemeinschaftsgefühl sind auch ihre fast unübersehbaren Gelegenheitsgedichte entsprungen. Nie war ihr die Gelegenheit, zu der man sich ihre Verse erbat, Verlegenheit oder Ungelegenheit — ob Jubiläum, Einweihung oder Grundsteinlegung —, mochte der Anlaß auch keine poetisch dankbare Aufgabe bieten, so stellte sie das Wort in den Dienst einer guten Sache. Und als die eigentliche Zürcher Festdichterin ist sie im Geiste wie vielemal mit den Fröhlichen fröhlich gewesen! Sie hat ihre Phantasie lieber Gairlanden um festliche Tafeln und Säle flechten lassen, als sie auf weite Sehnsuchtsreisen geschickt.

Unmöglich, von ihren Werken und nicht zugleich von ihr selber zu sprechen. Hinter ihren Versen und Sätzen dachte

man sie immer mit; nach echt weiblicher Art war ihr künstlerisches Schaffen mit hundert Fäden an ihren intimen Lebensraum gebunden, und ihre acht, meist schlanken Bücher stehen gleichsam eng um sie her als unverfälschte, anspruchsfreie, lautere Zeugen ihrer gefestigten, widerspruchsfreien, unbeirr-  
baren und herzhaften Persönlichkeit.

Er-innerung ist Nanny von Eschers schriftstellerisches Merkmal: ein Inne-werden der Gegenwart und ihrer noch so schlichten Güter. „Kameraden“, „Meine Freunde“ heißen zwei ihrer Versbücher, und ihr Talent zur Freundschaft selber war doch wohl einzigartiger als das zu ihrem Preis. Erinnerung sodann im Sinn des Lebendighaltens oder Wiedererweckens der Vergangenheit. Und auch da begann sie beim Nächsten: dem eignen Alltag, den Jugendreminiszenzen, der Porträtierung der ursprünglich kräftigen Gestalt ihrer Mutter. Sie brauchte nur zu deren Großonkel zurückzugehen, zu Salomon Vandolt, so stand sie schon mitten in jenem „Alt-Zürich“, das ihre Feder nachgezeichnet hat und dessen Enkelin sie mit jeder Faser war.

Da ist der „Aleinfindleintag“: in Versen geformte genre-hafte Bilder mit dem drohenden Hintergrund des Untergangs der alten Eidgenossenschaft. Weit in diese zurück reichten ihre geistigen Wurzeln. Der spezifische Ton für die Zeit und die überzeugende Lokalfarbe konnten mit solcher Sicherheit nur einer Poetin zu Gebote stehen, die in dieser Luft aufgewachsen war. Die Lokalchronik hat zum Kern die eigne Familien-chronik. Nicht selten — so in den meisten Szenen „Die Escher von Wülflingen“ und in dem herb realistischen Gemälde eines Frauenschicksals aus der Barockzeit: Frau Margaretha — tragen die Helden den Namen ihres eignen väterlichen oder mütterlichen Geschlechts. Und weiter nach rückwärts rollt sie

die Schweizergeschichte auf, bis zu Hans Waldmann, denkwürdigen Stunden und Gestalten in balladesken Versen ein kleines Denkmal setzend.

„Die Streitbaren“ nannte sie dies kleine Arsenal von Versen. Als Oberstentochter hat sie sich stets gefühlt, und auch in ihrem stillen Frauenleben galt es genug vergeistigte Soldatentugenden: Zucht, Selbstbeherrschung, Ausdauer zu beweisen oder für eine Überzeugung unter die Waffen zu treten, die ihr gemäß waren: Wort und Feder.

„Schicksalsoldat im Dienst der Pflicht ist jeder,  
Der immer kampfbereit die Waffe trägt,  
Sei es die Flinte, sei es eine Feder,  
Wenn nur das Herz fürs Wohl der Heimat schlägt.“

Dies schien ihr Amt: Als Persönlichkeit und Schriftstellerin die Überlieferung der Familie, des Genius loci und der weitem Heimat zu vertreten und die seelischen und künstlerischen Werte aristokratisch betonten Bürgertums noch einmal zum Klingen zu bringen. Was sie von einer ihren Heldinnen sagt, das gilt von ihr: „Mit den Vorfahren trieb sie einen geheimen Kultus, indem sie sich am Lebenslauf eines jeden erfreute und stärkte. Ihnen wollte sie es gleich tun in allen Dingen.“ Aber das tat sie in einer charaktervollen Art und mit eigener Note, und den Einwänden gegen diese bewahrende Haltung kam sie zuvor mit dem Wort: „Nur nicht gespöttelt, nie verjährt sich Gutes.“

Auch literarisch, künstlerisch bleibt sie streng und fest in einer einheimischen Tradition. Sie hatte das Glück, die beiden Paten ihrer Muse nicht weit suchen, nicht lange wählen zu müssen. E. F. Meyer war durch Abstammung aus den selben

patrizischen Kreisen, durch ähnliche Gesinnung und Haltung wie bestimmt zu ihrem Lehrmeister. Und in dem Erdboden, den G. Keller durch seine Zürcher Novellen gepflegt und fruchtbar gemacht, pflanzte sie ihre Zürcher Historien und Miniaturen an.

Sie, die aus der reinen Atmosphäre ihres hochgelegenen Heims und ihres hochgemuten Herzens so dankbar liebevolle Blicke in die Welt sandte, durste mit innerer Berechtigung Gottfried Kellers Lied vom Soldnen Überfluß in einer eignen Variante umdichten:

„Durch der Augen helle Fensterlein  
Fiel uns freundlich Bild um Bild herein,  
Rosig glänzten ferner Berge Reihn  
In des Winters Abendsonnenschein.“

Auf diese Landschaft legt sich der Schatten, auf die Lebenslandschaft der Schatten der Vergänglichkeit. Aber dem uneigennütigen Gemüt vermag das Weiterücken der Lebenssonne zu andern Lebendigen nichts anzuhaben.

„Zu der Freude sich die Trauer schlich;  
Doch wir flüstern leise: Tröste dich!  
Ob auch deinem Aug' der Glanz entwich,  
Freut ein andrer Mensch des Schönen sich.“

Und indem die Seele neidlos und willig vom Erdentage läßt, vermag sie schon an einer neuen Sphäre teilzuhaben. Das meint die junge Dichterin in der Schlusstrophe, welche ihr Meister Gottfrieds besondres Lob und Wohlwollen eintrug. Dies Lob war es, das ihrer Dichterstimme so recht den Mut zu sich selber gab. Heute, nach fast einem halben Jahrhundert,

muten jene Verse uns an wie die Schlußstrophe ihres  
Lebensliedes:

„Sehst auf Erden du den letzten Gang,  
Lauschest du der Engel Lobgesang  
Und vergiffest bei dem süßen Klang,  
Daß man just dein Totenglöckchen schwang.“

\* \* \*

## In memoriam

Nachruf des Herrn Professor Dr. Paul Sanz

---

Nur wenige Wochen sind seit der feierlichen Trauerstunde verfloßen, da eine treue Gemeinde Gleichgesinnter die vergängliche Hülle Nanny von Eschers den Flammen übergab, und schon formt sich ihr Andenken zu fester Gestalt, aus der die Eigenart ihres innern Wesens und ihr Menschentum mit einer Klarheit reden, wie sie zu ihren Lebzeiten nicht voll erfaßt werden konnten.

Der engste Freundeskreis war sich der starken seelischen Kräfte wohl bewußt, mit denen die im gewöhnlichen Alltag stehende Dichterin jedem zu helfen verstand, der in ihren Bannkreis trat und Dank derer sie von der Zeit an, da sie angeborene Vorurteile überwunden hatte, bis zum letzten Atemzuge einer Lebensauffassung treu blieb, zu der wir uns alle bekannt haben. Die Erfüllung ererbter und freiwillig übernommener Pflichten bildete den Inhalt ihres arbeitsreichen Lebens und zeichnete ihren Weg.

„Der Überlieferung Recht verkenn' ich nicht,  
Doch dien' ich einer Herrin nur, der Pflicht.“

Ihre Persönlichkeit war zur Zeit, da sich unser Freundschaftsbund zu bilden begann, bereits scharf ausgeprägt; sie beherrschte den kleinen Kreis mit ihrem festen Willen und der strengen altzürcherischen Standesauffassung, die an der ein-

fachen, althergebrachten Lebensart auch unter veränderten Verhältnissen festzuhalten versuchte und willig das schwere Opfer brachte, die Regungen des eigenen Herzens der kühlen Vernunft unterzuordnen. Ein kränklicher Körper, die dominierende Persönlichkeit der Mutter, die Sorgen der alltäglichen Bedürfnisse hatten sie in strenger Schule zu stärkster Konzentration ihrer physischen Kräfte geformt und sie früh gelehrt zu verzichten. Manche Freude und mancher Genuß, der andern selbstverständlich erschien, blieben ihr versagt. In stiller Ergebenheit diente sie der Mutter als aufopfernde Gefährtin und stellte ihr Licht pflichtbewußt unter den Scheffel, um deren starkausgeprägte Originalität nicht zu beschränken. In ihr verehrte sie die stolze Vergangenheit und die ruhmreiche Tradition ihrer Vorfahren und fand in der Vertrautheit mit der Familiengeschichte den Ausgleich für das, was ihr das Leben versagte.

Ihre dichterische Begabung paßte nicht in den Rahmen der Familientradition, und das freie poetische Empfinden und Gestalten widersprach damals ihrer ganzen Denkart. Als nach langem Zögern ihr erstes Gedichtbändchen erschien, bildete das stolze Wappen der Luchs-Escher den schirmenden Auftakt; in der „Beichte“ und in der „Widmung“ gab sie in klaren Worten die Gründe an, warum sie nicht nach Dichterart einen poetischen, farbenprächtigen Strauß habe binden können, sondern nur einen Kranz gewunden habe aus Blumen, die sie am Wege gefunden.

„Ich lebe nur, ich kann Euch nichts erdichten; das  
wär' zu schön.“

Aber schon damals, es war im Jahre 1895, begann Nanny von Escher ein neues Leben, als dessen Mittelpunkt der große

Saal im Escher'schen Hause an der Zinnengasse in Zürich eine besondere Bedeutung gewann; hier herrschte sie im eigensten Reiche, unbekümmert um die Residenz im Berghaus auf dem Albis, und empfing ihre jungen Freunde im „Saal“, wann sie immer kommen wollten. Hier erschloß sie den Wißbegierigen alles, was damals einen jungen Zürcher interessieren konnte; hier erlebten wir die Geschichte der Vaterstadt im Studium der Originalwerke und Schriften. Nanny von Eschers Liebe zu Zürich, ihr Stolz auf das Bodenständige und ihre überlegene Regentenflugheit dienten uns zur Orientierung und spornten uns an, unsere Altersgenossen in ihrem Sinne zu beeinflussen und zu einer ausgesprochen aristokratischen Lebensauffassung anzuhalten. Durch den lebhaften Verkehr und die stets wachsende Freundschaft mit der Jugend erwachten in der durch Vorurteile Gehemmtten und auf Verzicht Eingestellten die Lebensbejahung und eine edle Nächstenliebe, wobei sich ungeahnte schöpferische Kräfte lösten. Ihr ganzes Wesen wurde umgewandelt; ihr strenges Pflichtgefühl gewann in der sich neu erschlossenen Empfindungswelt eine erzieherische Bedeutung von stärkster Auswirkung, die im Verlaufe der Jahrzehnte ihre eigene Entwicklung im fruchtbaren Austausch der Gesinnung förderte und vielen ihrer Freunde und Bekannten zur Richtschnur diente. Spät hat sie erst das Glück wahrer lebendiger Freundschaft zu fassen vermocht, aber als sie sich von dem Banne ihrer seelischen Bedrückung frei gemacht hatte, da ließ sie ihrer Herzensneigung freien Lauf und wurde die besorgteste und treueste aller Freundinnen.

„Ich habe des Empfindens herbstes Weh und seine  
ganze Seligkeit gekostet,  
Ein Frauenleben hab' ich durchgelebt.“

Wenn sie die Freundschaft als ihr „Steckenpferd“ besingt, so liegt auch darin das frohe Bekenntnis inneren Reisens und eines reichen Gefühllebens.

„Oft wird mir beim Ritte so froh, oft so bang,  
Doch stell' ichs im Unmut mal mürrisch bei Seit',  
Sleich gibt mir die Sorge zu Fuß das Geleit.  
Ich lob' mir mein Pferdchen und trägt's mich zu Grab,  
So leg' man's getreulich auf Rosen dort ab.  
Nichts trennt mich von ihm als des Todes Gewalt,  
Es ist meine Freude, mein Stolz und mein Halt.“

Ihre Hingabe an die Freundschaft kannte keine Grenzen; nichts schien ihr zu viel und gerne gab sie ihr Letztes hin um zu helfen.

„Vertändelt hab' ich meine Liebe nicht  
In meiner Jugend, darum kann sie zünden  
Euch durch das Dunkel wie ein Weihnachtslicht,  
Das Euch zu jeder Stunde soll verkünden  
Wie nur aus Euerem Glück mein Glück besteht.“

Unbeirrt und unerschütterlich blieb sie in ihrer Treue, auch wenn der persönliche Verkehr im Verlaufe der Jahrzehnte gelockert schien. In dem Gedichte „Meine Dioskuren“ zu Weihnachten 1899 gab sie diesem Empfinden in ihrer einfachen Weise dichterische Gestalt:

„Wohl ist es still in meinem Bergeshaus,  
Doch in dem Herzen ist es laut geworden:  
Ihr zoget ein und zieht nicht mehr hinaus,  
Ob Euch der Weg auch führt nach Süd und Norden;  
Denn wer sich eine Freistatt hier gewann,  
Für seine Lebenszeit drauf zählen kann.“

Der Freundschaft Dichterbaum, er bleibt geschmückt  
 Für Euch, wenn ihr im kindlichen Verlangen  
 Euch freuen wollt, wenn Euch ein Kummer drückt,  
 Verzehrt Euch nicht in Schweigen und in Bangen!  
 Hier ladet ab, was Euch den Sinn beschwert;  
 Was ihr mir gönnt, der Himmel hats beschert.“

Im Verkehr mit den jungen Freunden und der herzlichen Anteilnahme an ihrer geistigen Entwicklung gewann ihre dichterische Betätigung eine reiche Entfaltung. Sie versuchte sich damals schon in größeren Prosawerken, in denen sie mit Vorliebe Menschenschicksale in historischer Milieuschilderung darstellte, wobei sie den Freunden zuliebe öfters Vorwürfe wählte und erfann, die deren Leben oder die Geschichte ihrer Familien betraf. So entstand die vier Generationen umfassende Geschichte der Familie eines der Freunde, deren Herkunft von der heimatlichen Scholle der Mutter alte Erinnerungen und eigenes Erleben zu einer überaus originellen Darstellung verbinden ließ. „Wir und die Unfern“ betitelte sie diese umfangreiche und äußerst lebendig geschriebene Erzählung, aus der im November 1909 „ein Kapitel aus einem ungedruckten Buche“ als Feuilleton in der Neuen Zürcher-Zeitung erschienen ist. In diesen mit miniaturartigen Bildern reich geschmückten Erzählungen fand ihre Verbundenheit mit der Familientradition einen so starken, lebenswahren Ausdruck, daß sie die Ahnen im Bilde an der Wand, die vergilbten Familienpapiere und den seit Generationen aufgestapelten und vererbten Väterhausrat zu neuem Leben erweckte.

Aus allen Jahrhunderten zauberte sie uns das Leben der Vaterstadt mit historischer Genauigkeit vor Augen, ließ ihre bevorzugten Helden, Hans Waldmann und ihre eigenen Vor-

fahren, zu Fleisch und Blut werden. Sie hatte nicht nur Gefallen an ihrem künstlerischen Schaffen, sondern sie empfand auch eine große innere Genugtuung, die Tradition, deren Gefangene sie Jahrzehnte lang gewesen war, als Befreite zu besingen.

Nach dem Tode der geliebten Mutter ward sie des verantwortungsvollen Pflegeamtes ledig und in die Lage versetzt, ihr künftiges Leben so zu gestalten, wie es ihr gefiel. Wohl behielt sie in pietätvollem Gedenken den mütterlichen Bergsitz als Wohnort bei, aber sie kam öfters zur Stadt als vordem und folgte gerne dem immer häufiger an sie herantretenden Rufe, überall im Lande aus eigenen Werken vorzutragen. Sie fühlte sich als Schriftstellerin und stand als solche manchen Freunden nun auch als Kollegin zur Seite. Mit großer Freude durfte sie erleben, wie sich ihr künstlerisches Schaffen über den größer gewordenen Freundeskreis hinaus eine stets wachsende Gemeinde schuf, die ihrer Eigenart Verständnis und hohe Anerkennung entgegenbrachte.

Der Vaterstadt war Nanny von Escher aus ganzem Herzen zugetan; sie fühlte sich als Zürcherin von altem Geblüt und rechnete es sich zur Ehre an, wenn Behörden, Zünfte und andere Korporationen ihre Dichtkunst in Anspruch nahmen. Dieselben patriotischen Gefühle empfand sie auch als freie Schweizerin. Sie fühlte sich schon als Kind Republikanerin und glaubte, „daß wir Schweizer ja alle oberen Standes sind“.

Dankbar ergriff sie die ihr gebotene Gelegenheit, an der Bundesfeier mitzuwirken und den 1. August mit einer dichterischen Schöpfung zu veredeln. In schlichter, von jeder politischen Spekulation freien Rede wandte sie sich an das gesamte Schweizervolk, lobte die Vorzüge der geliebten Heimat, tadelte die Schäden und ermahnte ihre Mitgedenken zu

strengster Pflichterfüllung. Der Prolog zur Bundesfeier 1930, den die Fünfundsiebzigjährige in der Peterskirche zu Zürich von der Kanzel herab rezitierte, enthält das Bekenntnis der getreuen Staatsbürgerin:

„Wie ist die Zahl gering, die wirklich teilnimmt,  
Wenn wir den Bundesfeiertag begehen.  
Hat Vater oder Mutter einst versäumt  
Dem Kind zu sagen, daß mit Leib und Seele  
An seiner Heimat es festhalten solle  
Und daß der Bundestag der Eidgenossen  
Der höchste Festtag unseres Landes sei?“

Um den Erfolg der Menge hat sie sich nie bemüht, aber viele folgten willig ihrer Muse, weil sie den ungebrochenen Mut und die Kraft der Gesinnung spürten, mit der sie in freier Unabhängigkeit Lob und Tadel spendete.

„Wer vom Schicksalskonzert  
Nur das Gute begehrt  
Vergift, daß Falsche und Feige  
Meist spielen die erste Geige.“

Am stärksten klingt das hohe Lied der Freundschaft durch alle ihre Werke; ihr Glaube unverbrüchlicher Treue vermag uns freudig zu erheben, obwohl die ernste Grundstimmung nur selten von heiterer Künstlerlaune unterbrochen wird. Die Lauterkeit der Sprache spiegelt ihren kristallhellen Wahrheitsfönn, der keine Zweideutigkeiten duldet, noch sich mit Andeutungen begnügt. Überall begegnet uns der wohlthuende Ausdruck einer festen Überzeugung in Verbindung mit einem äußerst feinen Taktgeföhl.

Sie durfte sich nun geistige Arbeit und körperliche Strapazen zumuten; ihre geistigen Kräfte und ein starker Wille hatten

den zarten Körper gestählt, so daß er die große Aufgabe zu ertragen vermochte, zu der sie sich im hohen Alter bekannt hat. Ohne merkliche Beschwerden erreichte sie das siebenzigste Altersjahr; ihr Geburtstag wurde im Hause an der Sinnengasse gefeiert und brachte ihr manche Ehrung und Anerkennung, auch von Seiten der Presse und der Regierung des Kantons Zürich. Doch als schönstes Geschenk erschien ihr damals nach eigenster Aussage das intime Zusammensein mit dem engsten Freundeskreise, der sich ein paar Wochen später vollzählig eingefunden hatte, um die liebe Freundin zu feiern und ihr zu zeigen, wie segensreich ihr Wirken über diesen Kreis hinaus auf die ihm nachfolgende Generation übergegangen war. An jenem schönen Abend gab sie sich und uns die Antwort auf die im Jahre 1898 entstandene Weissagung der Zigeunerin, die ihr am Gartentörchen auf dem Albis „ganz spät ein großes Glück“ aus den Linien der Hand herausgelesen hatte:

„Heut' hat sie sich erfüllt; ein großes Glück  
Ist's wahrlich, wenn sechs Freunde treu vereint  
Beisammen sind wie in den Jugendtagen,  
Wo jedem noch der Ausblick in die Zukunft  
Verdunkelt war, und wo ich einem jeden  
— Gleich dem Zigeunerweib — viel Glück verhieß.  
Mir ist das Wiederseh'n ein süßer Lohn  
Für manche Stunde, die ich durchgekämpft  
Als guter Kamerad mit einem jeden.  
Nur eines wünsch' ich noch, daß unsere Freundschaft  
Nicht still mit uns versinke in die Gruft,  
Nein, daß sie fortbestehe unter Euch  
Und Eueren Kindern als die Wahlverwandtschaft  
Zum guten Alten, dem wir Treue hielten.“

Sie hat die Treue gehalten bis zuletzt und ist nicht nur den Lebensgefährtinnen ihrer Freunde, sondern auch deren Kindern eine gütige und fürsorgliche Beraterin und Helferin gewesen, der keine Sorge zu gering schien.

Wenn ihr eigentliches Wesen in ihren dichterischen Werken nicht lückenlos zum Ausdruck gelangt, so geben ihre Tagebücher eine ungemein lebendige Vorstellung von der unermüdblichen Betätigung ihrer menschlichen Fürsorge. Aber die reinsten Form ihrer freundschaftlichen Hingabe bieten die zahllosen Briefe, mit denen sie während vier Jahrzehnten in ununterbrochener Folge die Verbindung mit dem Freundeskreise aufrecht erhielt und in steter, gleichmäßiger Anteilnahme Freude und Leid mit ihm geteilt hat. Es ist ein wirklicher Genuß, sich in die feinen Schriftzüge zu vertiefen, in denen ihr edler Charakter aus jedem Schriftzeichen zu uns spricht und uns die Worte auf die Lippen bringt, die sie sich von Freundesmund einst selbst gewünscht hatte: „Wie hat sie es treu mit uns gemeint.“

Zum 75. Geburtstage überreichten zahlreiche Kollegen und Freunde aus der ganzen Schweiz der Seniorin der Dichtkunst ihre Glückwünsche und Widmungen in Form eines Buches, aus dem sie ersehen durfte, wie hoch sie von denen geehrt wurde, denen ihre Art vertraut war. Diese letzten Jahre brachten der Freundin auch großen Kummer und schweres Leiden, allein ihr starker Wille hielt sie aufrecht, bis die Kräfte verbraucht waren.

Bei unserem letzten Besuche, den uns ein freundliches Geschick noch kurz vor ihrem Tode gönnte, sprach sie ernst, aber mit geruhiger Sachlichkeit vom schlechten Zustande ihrer Gesundheit. „Mir fehlt die Sonne“, so lautete die einzige Klage aus ihrem Munde. Dankbar für jede Aufmerksamkeit und für

den kleinsten Liebesdienst verharrte sie in stiller Gelassenheit und erwartete die nahe Stunde, die ihrem Leiden ein Ende machte.

Wir haben ihren Wunsch erfüllt und unsere Freundschaft in rote Rosen auf ihr Grab gelegt, die leuchteten und welkten. Unverwelklich blüht die Treue zu den Freunden weiter in den schönen Blumen ihrer Muse. So wird das Bild Nanny von Eschers zum Symbol wahrer Freundschaft, zum Denkstein an den gütigen Menschen, den edle Liebe unsterblich gemacht hat:

„Der Freundschaft Macht  
Sie kennt nicht Zeit, noch Raum,  
Gestaltet Wirklichkeit zum Traum  
Und Traum zu Leben,  
Befreit von Raum und Zeit  
Umfährt uns Ewigkeit.“

---



Zentralbibliothek Zürich



ZM02647411

